



Peter Honnen

Alles paletti?

Migration und Sprache
an Rhein und Ruhr

leseZeichen
greven verlag köln



Eine Veröffentlichung des LVR-Instituts für
Landeskunde und Regionalgeschichte



© Greven Verlag Köln, 2015
Lektorat: Holger Steinemann, Stuttgart
Gestaltung: Thomas Neuhaus, Billerbeck
Satz: Thomas Volmert, Köln
Gesetzt aus der FS Lola und der Sabon
Lithografie: farbo prepress, Köln
Papier: Munken Premium Cream und Peydur lissé (Umschlag)
Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg
Umschlagabbildung und Frontispiz: Hartmut Karabinski, Bremen
Alle Rechte vorbehalten
ISBN 978-3-7743-0655-4

Detaillierte Informationen über alle unsere Bücher finden Sie unter:
www.Greven-Verlag.de

Inhalt

Vorbemerkung	7
Das polyglotte Rheinland Migration und Sprache	
Einleitung	9
Die Römer und das Rheinland	10
Dialektinseln im Rheinland	13
Das Ruhrdeutsche	16
Französismen	20
Jiddisch und Rotwelsch	23
Fazit	26
Exkurse	
Die Moselromania	28
Eingewanderte Dialekte	34
Die Sprache der Arbeiter	43
Das Französische	49
Sondersprachen	54
Pimmocks und Bajuffen	67
Anmerkungen	72
Literatur	74

ten Aspekte der »Sprachlandschaft Rheinland« ausführlich beschrieben und möglicherweise aufgekommene Fragen beantwortet werden. Sie zeigen darüber hinaus, dass »Sprache und Migration« keineswegs nur ein aktuelles, sondern ein jahrtausendaltes Thema ist, über das allerdings nur selten geschrieben wird. So kann man eigentlich nur spekulieren, wie sich Fremde in der Antike, im Mittelalter oder in der Frühen Neuzeit verständigt haben, wenn sie nicht Latein sprachen. Das konnten allerdings nur die wenigsten – zumal wir in diesem Zusammenhang zwar immer von Sprachen sprechen, aber damit nur die unzähligen Dialekte der Vergangenheit meinen können, die die Kommunikation zusätzlich erschwert haben. Wie Fremde miteinander – oder eben nicht – gesprochen haben, ist auch ein Thema der Exkurse.

Das polyglotte Rheinland Migration und Sprache

Einleitung

Das Rheinland, dessen Grenzen hier großzügig von der Mosel bis nach Emmerich und von Aachen bis Dortmund gezogen werden, ist seit Langem stolz auf seinen Ruf als »Schmelztiegel der Kulturen«. Die sprichwörtliche »rheinische Lebensart« gilt geradezu als ein für jedermann erfahrbares Ergebnis des jahrtausendelangen Kontakts der Rheinländerinnen und Rheinländer mit fremden Völkern. Römer, Franzosen, Niederländer, Polen und Italiener haben, ob als direkte Nachbarn oder als Soldaten, Gastarbeiter oder Migranten gekommen, hier ihre Spuren hinterlassen und so dazu beigetragen, dass die Menschen am Rhein heute besonders weltoffen und tolerant sind. So will es jedenfalls ein hier gerne erzählter Mythos.

Als wichtiger Beleg für diese rheinische Toleranz gilt gemeinhin die rheinische Alltagssprache, die mit ihren vielen fremdsprachigen Einflüssen ein hörbares Zeichen dafür ist, dass den Menschen im Rheinland auch jedwede sprachliche Xenophobie fremd ist. Während man nämlich im übrigen Deutschland allenthalben über die Fülle der Anglizismen im sprachlichen Alltag lamentiert, ist man hier geradezu stolz auf die vielen Französismen, die sich in der rheinischen Umgangssprache, sei es im Dialekt oder im Regiolekt, finden lassen. Jede Rheinländerin und jeder Rheinländer kann *aus der Lamäng* eine ganze Reihe von französischen Lehnwörtern aufzählen, die

Mosel von Trier bis Cochem und sogar hinauf in die Eifel nach Mayen bis zum 12. Jahrhundert eine romanische Sprachinsel gehalten hat, in der nicht Fränkisch gesprochen wurde. Hinzu kommen kleine Enklaven um Prüm herum und im Hunsrücker Hochwald, die allerdings nicht so langlebig gewesen sind. Das bedeutet nun nicht, dass in diesen Sprachinseln Lateinisch gesprochen wurde, das taten schon die gemeinen römischen Soldaten nicht, deren Vulgärlatein als ausschließlich gesprochene Sprache wir leider nur bruchstückhaft rekonstruieren können. Aber eine dialektale Variante dieses Alltagslateins – versetzt mit keltischen, also vorgermanischen Elementen – auf dem Weg zu altfranzösischen Vorformen wird es gewesen sein, die in diesem als Galloromania oder Moselromania bezeichneten Reliktgebiet mitten im fränkischen Siedlungsraum über Jahrhunderte gesprochen wurde.

Die Entdeckung dieser romanischen Sprachinsel ist ein sprachwissenschaftliches Kabinettstück,⁵ da hier Siedlungsgeschichte nicht auf der Basis archäologischer oder historischer Forschungen, sondern allein aus sprachlichen Überresten rekonstruiert wurde. Dabei ist das Galloromanische als ausschließlich gesprochene Sprache nicht in schriftlichen Quellen überliefert, sondern kann nur aus Orts-, Flur- und Gewässernamen oder Wörtern in den rezenten Dialekten, vorrangig aus der Winzerterminologie, erschlossen werden. So fallen zum Beispiel heute noch moselländische Ortsnamen auf, die entgegen der germanischen Stammsilbenbetonung (siehe *Fenster* statt lat. *fenestra* oder *Keller* statt lat. *cellarium*) die romanische Endbetonung zeigen: Kastelláun, Riól, Lassérg, Bekónd oder Oléwig. In den 1970er-Jahren konnten noch über 200 Orts- und Flurnamen erhoben werden, die von den Menschen an der Mosel nach diesem alten Muster ausgesprochen wurden.⁶ Auch die Mundarten entlang der Mosel zeigen noch heute, insbesondere in dem hier typischen Wortschatz der Winzer,

exklusive Besonderheiten, die auf die galloromanische Siedlungsgeschichte zurückzuführen sind: *glennen* für »Trauben nachlesen« (aus gall. *glennare*), *pauern* für »Most filtern« (aus lat. *purare*), *Bäschoff* für »Kiepe« (aus gall. *bascauda*), *Pichter* für »Weinbergparzelle« (aus lat. *pictura*) oder *Olk* für »Wingert« (aus gall. **olca*), das sich noch in vielen Flurnamen in den Weinbergen findet.⁷

Diese wenigen aus einer Fülle von sprachlichen Belegen zeigen, dass lange nach der sogenannten germanischen Landnahme an der Mosel eine galloromanische Bevölkerung wohl nicht mit, sondern eher neben den fränkischen Einwanderern gelebt hat. Es finden sich zwar vereinzelte sprachliche Übernahmen in den Nachbarregionen wie das Wort *Lei/Leie* für den Schiefer (aus gall. oder vorkeltisch **lala* [Steinplatte]), aber insgesamt ergibt sich das deutliche Bild einer in sich geschlossenen Sprachinsel. Vielleicht sind ihre Bewohner deshalb so lange unbehelligt geblieben, weil ihre fränkischen Nachbarn als Ackerbauern von ihren Spezialkenntnissen im Weinbau profitierten und an einer Besetzung dieser agrarökonomischen Nische selbst nicht interessiert waren. Dass diese Form des Sprachkontakts oder besser »Nichtkontakts« – schließlich spricht schon die Existenz einer Sprachinsel eher für Isolation als für ein sprachliches Miteinander – jedoch gar nicht so selten ist, illustrieren zwei weitere rheinische Beispiele.

Dialektinseln im Rheinland

Migrantensprache muss nicht gleichbedeutend mit Fremdsprache sein. Eine der interessantesten Sprachinseln überhaupt findet man am unteren Niederrhein in der Nähe von Kalkar in den Orten Pfalzdorf, Louisendorf und Neulouisendorf, wo seit Jahrhunderten ein pfälzischer Dialekt gesprochen wird.

Exkurse

Die Moselromania

Es kommt wahrlich nicht oft oder eigentlich nur äußerst selten vor, dass die Sprachwissenschaft die Ergebnisse geschichtswissenschaftlicher Forschung ergänzen und sogar korrigieren kann. Im Falle der sogenannten Moselromania allerdings waren die sprachhistorischen Fakten derart eindeutig, dass sie heute auch von Historikern nicht mehr ignoriert werden.

Worum geht es? Es war schon lange gesichertes Wissen, dass mit der fränkischen Landnahme im 5. Jahrhundert nicht unmittelbar auch alles »Römische« im Rheinland verschwand. Während auf dem platten Land die bis dahin romanisch sprechende Bevölkerung schnell in der neuen, nun Deutsch sprechenden Sprachgemeinschaft aufging, änderte sich für die Bewohner der großen befestigten Siedlungen wie Xanten, Köln, Bonn, Andernach oder Trier erst einmal wenig. Hier konnte sich die städtische »Romanität«, also das römische Kultur- und Sprachbewusstsein, noch mehrere Generationen halten. Auch im 7. Jahrhundert, das belegen Grabinschriften, lebten in Mainz und Köln immer noch Romanen. Erst damit galt die fränkische Landnahme im Rheinland als vollständig beendet.⁴³

Es war ein wissenschaftlicher Laie, der schon 1909 erhebliche Zweifel an dieser Theorie anmeldete. Dem damaligen Bürgermeister der kleinen Gemeinde Wadern im Kreis Merzig, Max Müller, waren bei der Lektüre von alten Flurkarten

seiner Heimatregion eine Reihe von ungewöhnlichen Flur- und Ortsnamen aufgefallen, die sich nicht in das zu erwartende ortsnamenkundliche Schema des Rheinlands einordnen ließen. Daraus hatte er gefolgert: »Diese Erscheinung lässt sich doch bloss so erklären, dass hier in der Eifel die Germanen Neuland gefunden hatten, während an der Mosel und in dem fruchtbaren Gelände bei Wittlich eine starke romanische Bevölkerung nicht nur die Stürme der Völkerwanderung überdauert, sondern auch noch weit in die deutsche Zeit ihr Volkstum bewahrt hatte.«⁴⁴ Als wissenschaftlicher Außenseiter fand Max Müller mit seiner kühnen Theorie, wie zu erwarten, jedoch keine Beachtung.

Es dauerte danach über fünfzig Jahre, bis die Sprachwissenschaft Müllers Idee wieder aufgriff und systematisch Beweise für eine gallisch-romanische Siedlungskontinuität an Mosel und Mittelrhein zusammenzutragen begann. Es war vor allem Wolfgang Jungandreas, der zwischen 1971 und 1979 mit seinen Forschungen »die Existenz einer romanischen Sprachinsel an der Mosel, die die germanische Landnahme um Jahrhunderte überdauert hat, in das Bewusstsein von Germanisten und Romanisten gehoben« hat.⁴⁵

Mittlerweile sind die Beweise für die Existenz einer romanischen Sprachinsel entlang der Mosel bis in das hohe Mittelalter erdrückend. Sie werden unter anderem abgeleitet aus den Flur-, Gewässer- und Ortsnamen der Region als auch aus dem Wortschatz der örtlichen Mundarten sowie aus dem Fachwortschatz der Winzer. Einer dieser Nachweise illustriert geradezu beispielhaft, welche Rolle lautgeschichtliche Gesetzmäßigkeiten bei dieser Spurensuche spielen können. Bekanntlich hat die sogenannte zweite Lautverschiebung in der Zeit zwischen dem 5. und 8. Jahrhundert die ursprünglichen germanischen Konsonanten *p*, *t* und *k* je nach Position im Wort zu den Affrikaten *pf*, *ts* (*z*) und *kch* oder den Frikativen *f*, *s* und *ch* verscho-

»Hötter Platt«, das sich deutlich von Düsseldorfer oder Gerresheimer Platt unterschied. Es war eine Mischung aus allen niederdeutschen Mundarten, die in den Heimatregionen der Glasbläser östlich der Elbe gesprochen wurden. Sie klang etwa so: »*Jo, Heye hät sine Glasmoker överall tosamen söken mötten, un wenn he wecke funn'n hat, denn moßt he doför sorgen, datt se em nich werra lopen gohn sind. Glasmoker wärn nich sehr bestännich; se hämm ehre Stell oft wechselt. Dowegen hat Heye sine Lütt nich bloß got bezohlt, sonnern he is ock gleich begohn un hät Wohnongen baut, wo se ömsöß drin läbn kunn'n.*«⁶² Die meisten Merkmale dieses Inseldialekts verweisen auf die Uckermark und Mittelpommern, die Heimatregion der ersten Glasbläsergeneration in Gerresheim.

Die beiden Binnensprachinseln im Rheinland sind also durchaus vergleichbar: Sie sind beide durch den Zuzug »Deutsch« sprechender Migranten entstanden, sie waren relativ abgeschottet gegenüber ihren Nachbarn (Stichwort Heiratsverhalten) und hatten einen eigenen, stark vom Rheinischen abweichenden Dialekt. Der große Unterschied ist jedoch offensichtlich: Den Pfälzer Migranten ging es deutlich schlechter, den eingewanderten Glasbläsern dagegen deutlich besser als ihrer Umgebung. Dass in beiden Fällen eine kleine Minderheit von Migranten über einen langen Zeitraum an ihrer überkommenen Sprache festgehalten hat, ist so zwar ein Indiz für fehlende Integration oder sogar völlige Isolation, jedoch nicht für einen Mangel an sich. Die Hötter Glasbläser jedenfalls haben über siebzig Jahre in ihrer – sprachlichen – Isolation sehr *kommod*, wie man im Rheinland sagt, gelebt und haben ihr Inseldasein nur unfreiwillig aufgegeben, als nach dem Zweiten Weltkrieg die maschinelle Flaschenproduktion die manuelle Glasbläserei überflüssig machte. Der Inseldialekt hat diesen industriellen Wandel keine zehn Jahre überlebt.

Die Sprache der Arbeiter

»Das Ruhrgebiet ist Ballungsraum und Schmelztiegel – immer schon gewesen. Menschen aus aller Herren Länder haben hier seit mehr als einem Jahrhundert Arbeit gefunden – und sie sind heimisch geworden. Mitgebracht haben sie auch ihre Sprache, und so entstand schnell *aufm Pütt* (Zeche) und *inne Kollonie* (der dazugehörigen Siedlung) eine für alle verständliche Umgangssprache – schließlich musste man sich ja im *Konsum* [...] verständlich machen können. Entstanden ist etwas, das sich jeder präzisen Beschreibung durch die Sprachwissenschaft entzieht. Eigentlich ist es kein Dialekt, sondern eher eine Mischung, die manche unter dem Begriff *Ruhrdeutsch* zusammenziehen. Die Einwanderer aus Ostpreußen, Polen und anderen Ländern trugen Begriffe und Aussprache genauso bei wie die Ureinwohner – in Duisburg sind niederrheinische, in Dortmund münsterländische Einflüsse deutlich (die berühmte »ne/woll-Grenze«) zu hören [...].«⁶³ Besser als in diesem Zitat lassen sich die weitverbreiteten Mythen zum Ruhrdeutschen nicht zusammenfassen.

Worum geht es? Das sogenannte Ruhrdeutsche ist, neben dem Berlinischen, die einzige umgangssprachliche Varietät im deutschen Sprachraum, die sich nach dem Verlust der Dialekte als Regionalsprache im Bewusstsein ihrer Sprecherinnen und Sprecher etabliert hat. Überall sonst sind mit regionaltypischen Sprachformen (Rheinisch, Münsterländisch, Westfälisch) immer Dialekte gemeint, auch wenn sie kaum noch gesprochen werden. Das Ruhrdeutsche und das Berlinische werden von ihren Sprechern also durchaus zu Recht als etwas Besonderes wahrgenommen, damit jedoch auch häufig verklärt oder mit Legenden verwoben.

Das »Besondere« dieser beiden Regiolekte, wie Regionalsprachen in der Wissenschaft genannt werden, ist leicht zu er-

Sondersprachen

Nicht nur bei der speziellen Frage nach »Sprache und Migration«, auch beim übergreifenden Thema »Migration« spielen die Juden im Rheinland überraschenderweise kaum einmal eine Rolle, obwohl das aufgezwungene Migrantenleben in den Jahrhunderten seit dem Mittelalter geradezu ihr Schicksal gewesen ist. Auch eine andere Gruppe von »Permanentmigranten« wird in diesem Zusammenhang gerne übersehen: die Wandergewerbetreibenden, die als Rotwelschsprecher einen nicht zu überhörenden Einfluss auf die rheinischen Dialekte und Umgangssprachen hatten.

Worum geht es? Zwischen Jiddisch und Rotwelsch bestehen enge Verbindungen, auch wenn das eine eine voll ausgebildete Sprache, das andere nur ein spezieller Jargon ist. Die Gemeinsamkeiten erklären sich aus der Geschichte der beiden Sprechergemeinschaften. Das Jiddische als Sprache der aschkenasischen (also deutschen) Juden ist nichts weniger als der Idealtypus einer Migrantensprache, denn es ist nicht nur die Sprache der jüdischen Migranten im deutschen Sprachraum, sondern auch das Produkt des Migrantendaseins ihrer Sprecher selbst. Es ist eine Komponentensprache,⁸⁰ die sich aus den Quellsprachen speist, mit denen die jüdischen Migranten im Laufe der Geschichte ihrer Vertreibungen in Berührung gekommen sind.

Die Geschichte der Sprache, die wir heute als Jiddisch bezeichnen, begann vor rund elfhundert Jahren im rheinfränkischen Gebiet um die Städte Worms, Speyer und Mainz. In diese Region waren vorrangig Französisch sprechende Juden aus dem romanischen Raum eingewandert, die sich innerhalb weniger Generationen die dortige Umgangssprache, einen rheinfränkischen Dialekt, aneigneten. Allerdings blieb ihr Wortschatz deutlich durch ihre französische Vergangenheit

geprägt, wie noch heute die Mundartwörter *preien* (jemanden bitten) und *dormeln/dörmeln* (schlafen) illustrieren können, die die Menschen im südlichen Rheinland damals von den jüdischen Zuwanderern übernommen haben.⁸¹ Dazu kommt als dritte Komponente das Hebräisch-Aramäische, das als »Sprache der Heiligkeit« zwar keine Rolle als gesprochene Sprache spielte, aber als Kultsprache in der Synagoge und als Sprache der heiligen Texte immer gegenwärtig war.

Wie die rheinischen Juden tatsächlich im Mittelalter gesprochen haben, wissen wir selbstverständlich genauso wenig, wie wir das von ihren Deutsch sprechenden Nachbarn wissen können, von denen wir auch nur die schriftsprachliche Überlieferung kennen. Allerdings belegen neueste Ausgrabungen im mittelalterlichen jüdischen Viertel in Köln, dass dessen damalige Bewohner zumindest sprachlich völlig in der Stadt integriert waren. Nach den dort gefundenen, auf Schiefertäfelchen – in hebräischer Schrift – eingeritzten Namenslisten hießen die jüdischen Kölner nicht anders als ihre christlichen Nachbarn, nämlich Vivelmann, Lyvermann, Duremann, Lippmann, Kruse und mit Vornamen Koppchen (hier lässt der kölsche *Köbes* grüßen), Bella, Gutchen oder Gotzalk.⁸² Auch ein ebenfalls in hebräischer Schrift verfasster Text, das Fragment eines galanten Ritterromans, ist in einem für die Region typischen Spätmittelhochdeutsch geschrieben, das keine jiddischen Elemente aufweist.⁸³ All das lässt vermuten, dass die kölnischen Juden im mittelalterlichen Alltag Kölsch gesprochen haben.

Dieser Befund lässt sogar noch eine weitere Vermutung zu. Wahrscheinlich wäre es gar nicht zur Ausbildung des Jiddischen als einer eigenständigen Sprache gekommen, wären die Juden nicht nach den Pogromen in den Jahren 1348/49 erneut aus den Städten vertrieben und diese sprachliche Assimilation jäh unterbrochen worden. Nach 1400 begann das, was die Forschung heute als »Atomisierung« des jüdischen Lebens« be-

frühen Verschwinden der alten Dialekte offensichtlich noch bewusst an bestimmten regionaltypischen Besonderheiten festgehalten, um so etwas wie eine sprachliche Identität zu wahren.

Die Jiddismen im Ruhrdeutschen waren auch schon 1940 dem Leiter der damaligen »Forschungsstelle für das Volkstum im Ruhrgebiet«, Eberhard Franke, aufgefallen. In einem großen Artikel in der *Gelsenkirchener Zeitung* hatte er diese Lehnwörter vorgestellt und mit einer längeren Bemerkung kommentiert: »Nach diesen Darlegungen ist es wohl verständlich, wenn von amtlicher Seite gegen den Gebrauch dieser fremden, vor allen Dingen jüdischen Ausdrücke in unserer Umgangssprache eingeschritten worden ist. Leider wird das Verbot heute noch vielfach übertreten. Wer mit offenen Ohren über den Gemüse-Großmarkt oder über den Schlachthof geht, kann diese artfremden Worte noch häufig wahrnehmen. Vielfach wissen die Sprechenden gar nicht, welchen Ursprungs die Worte sind, die sie gebrauchen. Ihnen mögen diese Ausführungen zur besonderen Belehrung dienen und ein Ansporn zur ständigen Selbstkontrolle werden. Es kann gegen die häßlichen Fremdkörper in unserer Umgangssprache gar nicht scharf genug Front gemacht werden. Und jeder Gelsenkirchener muß sich für diese dringend notwendige sprachliche Reinigungsaktion mitverantwortlich fühlen.«⁹⁴ Es ist nicht bekannt, ob die Nationalsozialisten wirklich »von Amts wegen« gegen die »artfremden« Wörter vorgegangen sind. Bekannt ist jedoch, dass der Artikel die gewünschte »Selbstkontrolle« ausgelöst hat und in Leserzuschriften pflichtgemäß gegen die Gebrauch der Lehnwörter gewettert oder sogar deren Gebrauch im Ruhrdeutschen glatt abgestritten wurde. So absurd eine solche Sprachpolitik auch immer ist, vielleicht hatten die Menschen im Kohlenpott tatsächlich ein Gespür für diese besondere Form des Widerstands, der auch im Gebrauch von bestimmten Wörtern seinen Ausdruck finden kann. So weiß man zum Beispiel, dass die

Dortmunder Edelweißpiraten in ihrem Slang eine ganze Reihe von Jiddismen wie *tofte*, *Maloche*, *Tacken*, *Raibach*, *Masel* oder *Macker* verwendeten;⁹⁵ und schließlich haben diese Lehnwörter die dunklen Jahre im Revier ja gänzlich unbeschadet überstanden.

Pimmocks und Bajuffen

Die Mundarten und erst recht die Umgangssprachen sind voll von abwertenden Bezeichnungen für Ausländer und Fremde. Das gilt für den gesamten deutschen Sprachraum genauso wie für das Rheinland. Es ist deshalb sicherlich unzulässig, diese Schimpfwörter zum Gradmesser für die Integration von Migranten zu machen, aber es ist andererseits doch auch aufschlussreich zu fragen, wie eine Region, die sich selbst der Offenheit und jahrtausendelangen Integrationsbereitschaft rühmt, eigentlich ihre »Fremden« nennt.

Worum geht es? »In Geldern galten sie als ›arme Pollacken‹ – eine Formulierung, in der gleichzeitig Mitleid und Distanz der einheimischen [...] Bevölkerung [...] zum Ausdruck kommt.«⁹⁶ Damit ist bereits das wohl älteste der heute im Rheinland gebräuchlichen Schimpfwörter genannt, mit dem, folgt man dem bekanntesten aller Ruhrgebiets-Wörterbücher, erstens »Asoziale« und zweitens »Polen, Polenaussiedler, alle die aus Osteuropa kommen oder ganz allgemein Ausländer« bezeichnet werden.⁹⁷ In diesem Fall waren mit *Pollacken* allerdings nicht polnische Bergleute gemeint, sondern sogenannte »Ostjuden«, die seit den 1880er-Jahren vermehrt ihrer Heimat in Polen und Russland den Rücken gekehrt hatten, um den dortigen ärmlichen Verhältnissen und den neu aufkeimenden Verfolgungen zu entkommen. Und die, die sie nun *arme Pollacken* nannte, war bezeichnenderweise die jüdische Bevölkerung